

S T E V E V O L K E

D E R



S E H E N D

M A C H E R

**WIE JESUS MEIN HERZ UND
MEINEN WELTBlick VERÄNDERTE**

Inhalt

Vorwort	16
Der Sehendmacher	
1. Lichtblick	20
Vom Blindsein zum Sehen	
2. Weitsicht	26
Von langer Hand geplant	
3. Augenöffner	38
Wenn Berufung zum Beruf wird	
4. Sehschule	46
Was Haiti mich lehrte	
5. Augenblicke	56
Ein Blinder wird sehend	
6. Sehschärfe	62
Wie der Vater so der Sohn	

7. Sichtverhältnisse	78
Warum Jesus die Armen glücklich nennt	
8. Fokus	94
Den Blick schärfen für Armut	
9. Kurzsichtigkeit	106
Wer ist schuld?	
10. Lichtbrechung	122
Schwarz-Weiß-Sehen ist nicht genug	
11. Sehtest	136
Psalm 23 einmal anders	
12. Brennweite	148
Was Anbetung ausmacht	
13. Sehenswürdigkeit	162
Wenn Kirchen und Gemeinden tätig werden	
14. Netzhaut	176
Gottes Welt steht auf dem Kopf	

15. Tiefenschärfe	192
Die Zukunft hat begonnen	
16. Sichtwerk	204
Das Leben kann verändert werden	
17. Makrolinse	220
Mit dem Herzen sehen lernen	
18. Gesichtsfeld	236
Das eigene Potenzial erkennen	
19. Aussicht	250
Ein neuer Blick auf eine alte Geschichte	
Epilog	262
Danksagung	264
Quellen.	266

**M I C H
B E W E G T
D I E F R A G E,
W E R J E S U S F Ü R
U N S H E U T E E I G E N T L I C H I S T.**

DIETRICH BONHOEFFER (1906–1945)
evangelischer Theologe

Vorwort

Der Sehendmacher

Jesus – kein anderer Mensch hat die Weltgeschichte so stark beeinflusst wie er. Über keinen anderen Menschen wurden so viele Bücher geschrieben. Kein anderer ist so oft Thema von Gemälden, Liedern, Gedichten oder Chorälen und Musicals gewesen. Weltweit ist er die Person, an der sich im wahrsten Sinne des Wortes „die Geister scheiden“ – je nachdem, wie er gesehen wird:

Manche sagen, er sei ein Religionsstifter gewesen. Andere nennen ihn einen Revolutionär. Wieder andere eine Lichtgestalt, einen Propheten, einen Wundertäter, Seelentröster oder auch den „Freund der Sünder“.

Einige Menschen sagen, er konnte Kranke heilen. Gelähmte standen wieder auf, wenn er sie berührte. Seine Nachfolger damals nannten ihn „Meister“; seine Feinde einen „Fresser und Säufer“. Er selbst gab sich den Namen „Menschensohn“. Und am Ende seines Lebens hing ein Schild über dem Kreuz, an dem er starb, mit den Worten: „Jesus, der Nazarener, der König der Juden“.

Der Wanderprediger und Zimmermannsgeselle sei unbequem gewesen, sagt man, ein „Feind der Schriftgelehrten, Engstirnigen und Verbohrten“. Seine Nachfolger erkannten in ihm aber den Messias, den Christus, den Weltveränderer, der viele Jahre zuvor in den Schriften des Alten Testaments angekündigt worden ist.

Viele neuzeitliche Bewegungen entdeckten ihn für sich. So entstand der Eindruck, Jesus sei „ein Hippie“, ein „himmlischer

Polizist“, ein „Softie“ oder auch der „Friedensstifter“. Er sei der Brückenbauer zwischen Mensch und Gott. Ein „begnadeter Redner“, „prophetischer Verkündiger“ und „verständnisvoller Zuhörer“ war er ohnehin. Und Menschen, die ihm nachfolgen, bezeichnen ihn als ihren Herrn oder auch als Heiland, als Gottes Sohn.

Für mich ist er „der Sehendmacher“ – und das hängt mit den Erlebnissen und Erfahrungen zusammen, die ich mit ihm in den letzten zehn Jahren gemacht habe. Die Bibel berichtet von mehreren Wundern, bei denen Jesus Blinde geheilt hat. Ich war nie blind, oder? Auch hier kommt es drauf an, wie man es sehen möchte.

Ich lade Sie ein auf eine kleine Entdeckungsreise, die Jesus mit mir vor einigen Jahren begonnen hat. Und natürlich hoffe ich, dass der eine oder andere Augenöffner für Sie dabei ist. Wenn sich ein roter Faden durch die Evangelienberichte vom Sehendmacher zieht, dann ist es: „Komm aus der Dunkelheit ins Licht und werde sehend!“ Und davon handelt dieses Buch.

**DAS
AUGE
GIBT DEM
KÖRPER LICHT.**

**WENN DEIN AUGE
GESUND IST, DANN WIRD DEIN
GANZER KÖRPER HELL SEIN.**

AURELIUS AUGUSTINUS (354–430 N. CHR.)
Kirchenvater und Bischof von Hippo

Kapitel 1

Lichtblick

Vom Blindsein zum Sehen

Licht! Wir können ohne nicht sein. Wir brauchen es! Wir nehmen es wahr durch unsere Augen. Und die sind wichtiger für unser Leben, als wir uns vielleicht auf den ersten Blick eingestehen wollen. Unsere Augen gehören zu den Wunderwerken Gottes, schaffen sie es doch, ungefähr 150 verschiedene Farbtöne auseinanderzuhalten und wieder zusammensetzen – in Millisekunden und vom restlichen Körper völlig unbemerkt. Dabei kombinieren sie bis zu einer halben Million Farbempfindungen.

Dazu muss aber erst Licht von außen ungehindert durch das gesamte Auge auf unsere Netzhaut gelangen, um dort die Nervenzellen anzuregen. Das eigentliche Bild unserer Umwelt setzt dann unser Gehirn zusammen. Auf dem Weg dorthin gibt es viele Möglichkeiten, gestört zu werden. Ob das ein nicht tadellos arbeitender Sehnerv ist, ob das Fehlbildungen der Netzhaut oder des Auges selbst sind oder andere Gründe, die das korrekte Sehen erschweren oder sogar unmöglich machen. Das Gehirn sagt uns eigentlich, was wir sehen, das Auge dient nur als Hilfe dabei.

Sehen zu können, wird gemeinhin höher bewertet, als hören zu können. Deshalb ist die Tragödie auch so groß, wenn ein Mensch blind geboren wird oder im Laufe seines Lebens erblindet.

Sehr wahrscheinlich können die wahre Bedeutung der Augen daher nur diejenigen wirklich einschätzen, denen das Augen-

licht fehlt. Wie zum Beispiel die weltbekannte taubblinde Autorin Helen Keller (1880–1968), mit deren Hilfe eine eigene Kommunikationsform für Taubblinde, das sogenannte „Fingeralphabet“ entwickelt wurde. Gefragt, was die größte Tragödie ihres Lebens sei, antwortete sie: „Augen zu haben und nicht sehen zu können.“

Blindsein – da habe ich in der Stadt, in der ich wohne, gleich mehrere Assoziationen. Offensichtlich hat das hessische Marburg alles, was blinde Menschen wissen müssen, um sich im Alltagsleben zurechtzufinden. Die international bekannte Blindenstudienanstalt und der Zweig der Universität speziell für Blinde haben bereits vielen tausend Menschen geholfen, eine gute Ausbildung zu bekommen und ihren Alltag zu bewältigen.

Spannend ist – und vielleicht haben Sie das auch schon mal festgestellt: Wenn man sich mit Blinden unterhält, fällt irgendwann ein Ausspruch, den man ihnen gar nicht zutraut, nämlich: „Ich sehe“.

Blinde sagen „Ich sehe“ und das bedeutet, dass es eine Art von Sehen gibt, die nichts mit der physischen Fähigkeit zu sehen zu tun hat.

Unter diesem Aspekt ist auch zu verstehen, was Helen Keller kurz vor ihrem Tod gesagt haben soll: „Ich bin blind, aber ich sehe; ich bin taub, aber ich höre.“

Andererseits stellen wir bei Sehenden (also Menschen, die physisch fähig sind zu sehen) häufig fest, dass sie *nicht sehen*, obwohl sie sehen können.

Für die Wahrnehmung unserer natürlichen Umgebung dient als Organ das Auge. Darüber hinaus haben wir aber noch ein „inneres Auge“, ein „Auge des Herzens“, ein „Auge des Verstandes“ – und als Nachfolger Jesu ein „geistliches Auge“, mit dem wir Dinge sehen können, die nicht jeder Mensch sehen kann. In der Bibel wird diese Art zu sehen häufig mit dem Begriff „Erkennen“ oder auch „Verstehen“ erklärt.

Menschen, die nicht richtig sehen können, brauchen eine Seh-Hilfe. Brillenträger gehören in Deutschland eindeutig zur Mehrheit. Mehr als 40 Millionen Deutsche tragen eine Brille (64 Prozent). Manche, weil sie kurzsichtig sind, manche, weil sie weitsichtig sind, und nicht scharf sehen können, was ihnen „vor die Füße gelegt wurde“. Andere wiederum tragen die berühmte „rosarote Brille“, die ihre Welt in sanften Tönen erscheinen lässt, immer schön auf Harmonie bedacht. Manche erleben auch eine Verwandlung, je älter sie werden. Auf einmal ist ihr Arm nicht mehr lang genug, um das Buch weit genug entfernt zu halten. Sollten Sie das jetzt gerade feststellen, gibt es Hoffnung: Der Gang zum Augenarzt kann Ihnen helfen.

Die Bibel erzählt die Geschichte von mehreren Blinden, und das „Blindsein“ oder „Nicht-sehen-können“ wird häufig als Metapher dafür verwendet, etwas nicht (richtig) begriffen zu haben. Dabei sind es nicht nur kranke Augen, die das Sehen-können verhindern, sondern häufiger verschlossene Herzen, verbarrikadierte Gehirne oder einfach falsche Vorstellungen und Einstellungen. Oft liegt ein Schleier über den Zuhörern und Lesern, es fehlt Licht, Perspektive und der Durchblick.

Blindheit in der Bibel meint meistens „nicht verstehen“, „Verstockung“, „Versteinerung“ oder auch „Verhärtung“. Und wenn wir ehrlich sind, dann müssen wir zugeben, dass heute die Situa-

tion nicht viel anders ist als damals. Es gibt so viele Blinde unter uns Christen – das glaubt man gar nicht. Dabei frage ich mich immer wieder: „Können oder wollen wir nicht sehen?“

Ich selbst gehörte zu diesen Blinden.

Und das obwohl ich jahrzehntelang glaubte, stets den vollen Durchblick zu haben. Doch der Sehendmacher führte mir vor Augen, dass ich mindestens einen blinden Fleck besaß, der geheilt werden musste.

Vor einigen Jahren habe ich ein neues Hobby entdeckt, dem ich mich gerne und sehr intensiv widme: die Fotografie. Schnell musste ich jedoch feststellen: Gute Fotos haben nicht immer etwas mit der Qualität der Kamera, sondern viel mehr mit der Qualität der Bedienung, dem richtigen Blick und vor allem mit Licht zu tun. Als Fotograf muss man sich einige Fragen daher immer wieder stellen:

Worauf setze ich den Fokus?

Wie hell oder dunkel sehe ich meine Umgebung?

Habe ich den richtigen Abstand? Muss ich vielleicht deutlich näher rangehen, um die Details besser zu erkennen?

Mir wurde bewusst, ein gutes Bild fällt nicht vom Himmel und kann auch nicht ohne eine gewisse Übung und Erfahrung entstehen. Gleiches gilt auch für einen veränderten Blick auf die Welt.

**DIE
KINDHEIT
IST EIN
AUGENBLICK
GOTTES.**

KARL JOACHIM FRIEDRICH LUDWIG
„ACHIM“ VON ARNIM (1781–1831)
deutscher Schriftsteller

Kapitel 2

Weitsicht

Von langer Hand geplant

Auch mich würde die Kritik treffen, die Jesus seinen Jüngern einmal an den Kopf geworfen hat: „*Ihr habt Augen. Warum seht ihr nicht? – Ihr habt Ohren. Warum hört ihr dann nicht?*“ (Markus 8,18; Hfa). Denn ich muss bekennen, wenn ich über Blindheit nachdenke, dass ich aus heutiger Sicht für viele Dinge in der Welt blind war.

Vielleicht muss etwas aber erst auch reifen. Erkenntnisse brauchen Zeit, um zu wachsen. Und Dinge zu entdecken, die man bisher übersehen hat, kann schon mal etwas dauern.

In den späten 90er- und frühen 2000er-Jahren lebte ich mit meiner Familie gut, aber auch nicht besonders kostspielig. Wir besaßen zwar zwei Autos, aber das waren Gebrauchtwagen. Wir wohnten zur Miete und ich kann mich an keine ausschweifenden Feste erinnern. Uns war es wichtig, ein engagiertes Christsein zu leben, das nicht nur darin bestand, sonntags regelmäßig in den Gottesdienst zu gehen oder uns in unserer Gemeinde zu engagieren. Die Gemeinde war neben der Familie unser Schwerpunkt im Leben. Darüber hinaus setzte ich mich für überregionale christliche Aktionen und Events wie zum Beispiel *ProChrist*, *Christival*, *JesusHouse* und andere größere Aktionen und Bewegungen ein. Ich schrieb Bücher über den Glauben und wie Christen ihn glaubhaft leben können. Eigentlich alles okay. Keine Gründe für ein schlechtes Gewis-

sen, aber auch keine für tief greifende Veränderungen meines Weltbildes. Oder doch?

Aufgewachsen bin ich in einem äußerst frommen Umfeld, geboren als fünftes von sechs Kindern in die Familie eines Pastors, Seelsorgers und Hausvaters einer Bibelschule. Der christliche Glaube wurde mir praktisch schon als Baby intravenös verabreicht. Meine Eltern waren engagierte Christen, die durchaus einen Blick für den Nächsten hatten. Jedenfalls kam es mir in meiner Kindheit immer so vor, dass buchstäblich Hinz und Kunz zu meinem Vater kommen konnten und ihnen wurde geholfen. Ich kann mich beispielsweise an kaum eine Mahlzeit erinnern, zu der keine Gäste an unserem Tisch saßen. Unser „Haus der offenen Türen“ brachte viele verschiedene Menschen in mein Leben. Von hochrangigem Besuch wie zum Beispiel dem damals überaus bekannten amerikanischen Wissenschaftler und Professor Dr. Arthur Wilder-Smith (Lieblingsfrage bei Vorträgen: „Sind Sie noch mit mir?“) bis zum „Engel von Harlem“, der Holländerin Corrie ten Boom, die sich im Dritten Reich für Juden eingesetzt hatte und nicht wenigen von ihnen das Leben rettete. Und dann waren da auch immer wieder die Obdachlosen, die liebevoll „Tippelbrüder“ genannt wurden und selbstverständlich einen Platz an unserem Tisch bekamen – so wie auch viele andere, die mit uns aßen wie Familienmitglieder.

In meiner Kindheit habe ich
gelernt, was es heißt, zu glauben
und wie man sich bekehrt.

Es war die Zeit, in der ich gefühlt bei jeder Evangelisation entweder nach vorne gegangen oder zumindest zum Bekenntnis

meiner (Neu-)Bekehrung aufgestanden bin. Irgendwas hatte ich in unserem „frommen Ghetto“ immer falsch gemacht und daher war eine Neubekehrung alle paar Jahre oder manchmal auch in kürzeren Abständen vonnöten. Heute sehe ich das deutlich differenzierter und sehe einen großen Unterschied zwischen einer grundsätzlichen Lebensentscheidung für ein Leben mit Jesus und einer jeweiligen Neujustierung des eigenen Lebens oder auch dem Bekenntnis von Schuld oder von Fehlverhalten.

Etwas Grundlegendes habe ich bereits in meiner Kindheit gelernt, das heute noch das Fundament meines Lebens ist: Wir können mit Jesus wie mit einem Freund sprechen und ihm alles sagen. So ist damals bereits eine persönliche Beziehung zum Sehendmacher gewachsen, die bis heute Bestand hat.

In den Sechzigerjahren in Deutschland aufzuwachsen, war nicht ganz so einfach, schon gar nicht für eine achtköpfige Familie mit einem Bibelschulgehalt. Erst viele Jahre später sollte ich erfahren, dass das Gehalt noch geringer war, als wir Kinder es damals vermutet hatten. Denn als wir im Jahr 2010 den Nachlass unserer Eltern sortierten, fiel mir der erste Arbeitsvertrag meines Vaters mit der Bibelschule in die Hände. Neugierig studierte ich die Vereinbarung, die nicht länger war als eine Seite. Was ich nicht entdecken konnte, war irgendeine Summe, die so etwas wie ein Gehalt darstellte. Und in der Tat, es gab keins. Ein Passus des Vertrages enthielt nur die Aussage, dass der Angestellte gegen Kost und Logis angestellt wurde. Mit anderen Worten: Wir durften als Familie in einer der Wohnungen in der Bibelschule mietfrei wohnen und gemeinsam mit den Studierenden im Speisesaal unsere Mahlzeiten einnehmen. Später hat sich das dann geändert, und es gab wohl so etwas wie ein Gehalt, aber üppig kann es nie gewesen sein.

Im Nachhinein wurden mir nun manche Situationen unseres Familienalltags klar: Zum Beispiel meine in Tränen aufgelöste Mutter, wenn einer von uns Jungs (wir waren fünf und eine Schwester) mal wieder seinen Anorak zerrissen hatte oder die Hose beim Raufen oder Fußballspielen in Mitleidenschaft gezogen wurde. Denn es machte sie ratlos, wovon sie neue Kleider kaufen sollte. Ich bedauere im Nachhinein die Lehrer des Wültenweber-Gymnasiums in Bergneustadt, die gefühlt Generationen von Volkes in denselben Pullovern, Hosen oder Jacken vor sich sitzen hatten und sie irgendwann nicht mehr auseinanderhalten konnten. Da das Geld knapp war, wurden die Klamotten von einem zum nächsten nach unten durchgereicht. Nur unsere Schwester hatte Glück. Sie bekam selbstverständlich eigene Kleider.

Ich kenne auch das Gefühl, das einen durchaus fußballbegabten Jungen beschleicht, wenn er mal wieder der Letzte ist, der für eine Mannschaft ausgewählt wird. Und zwar nicht, weil er kein Fußball spielen kann, das konnte ich ziemlich gut. Meine Schuhe waren das Problem. Markenware spielte schon damals keine unerhebliche Rolle beim Ansehen der Person. Und meinen Schuhen fehlte einfach an entscheidender Stelle ein Streifen.

Doch schon damals hätte ich erkennen können, was ich später von den Armen in vielen Ländern gelernt habe:

Ob du teilst oder nicht,
hängt nicht mit deinem
wirtschaftlichen Status
zusammen, sondern mit deiner
Herzenshaltung.